Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 1

Artikel: Maria Chapdelaine : Roman. Teil 1, "Ite Missa Est"
Autor: Hémon, Louis
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661883

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXIX. Jahrgang | Zürich, 1. Oktober 1935 | Heft 1

Vil Sunn.

Es lid vil Sunn uf dere Wält.
So wä=mer si la schiene.
I gah nüd gern em Dunkle naa,
's ziehd mi i d' Sunne=n= ine.

Und nickt es Blüemli: Lueg mi a
Und gschau mis fürrot Gwändli!
Und rüeft es Maitli: Wart echli!
Und streckt mer lieb sis Händli,
Und stahd es Glesli uf em Tisch
Und tued mer früntli winke,
Was mach i, wä mi 's Winli gluſt?
I mues es Schlückli trinke.

Es Schlückli, nei, en rächte Schluck!
Käs Freudli gilt's z'versume.
Es wird gli gnueg Firabig si
Und Schatte zringelume!

Ernſt Eſchmann.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

I

„Ite Missa Est."

Die Tür der Kirche in Péribonka öffnete ſich, und die Männer begannen hinauszuſtrömen.

Noch vor einem Augenblick ſchien ſie ganz verlaſſen, die kleine Kirche da oben am Rande des Weges auf der hohen Böſchung über dem Péribonkafluß, deſſen vereiſte und ſchneebedeckte Oberfläche wie eine weite Ebene ausſah. Auch auf dem Weg und auf den Feldern lag hoher Schnee, denn die Aprilſonne ließ nur wenige Strahlen, die nicht wärmten, durch die grauen Wolken dringen, und die großen Regenfälle des Frühlings hatten noch nicht eingeſetzt. Das kalte Weiß der ganzen Landſchaft, die Kleinheit der Holzkirche und der ebenfalls aus Holz gebauten Häuſer, die weit verſtreut am Wege lagen, der dunkle Saum des Waldes, deſſen große Nähe faſt etwas Drohendes hatte — das alles ſprach von einem harten Leben in einem rauhen Lande. Aber nun, da die Männer, alte und junge, aus der Kirche traten und ſich in Gruppen auf der großen Treppe verſammelten, bezeugten die fröhlichen Grüße und luſtigen Zurufe, die von Gruppe zu Gruppe flogen, der lebhafte Austauſch ernſter und heiterer Geſpräche ſogleich, daß dieſe Männer einer Raſſe angehörten, die ſich nicht unterkriegen läßt und die niemals das Lachen verlernt.

Eléophas Peſant, Sohn des Thadeus Peſant, des Schmiedes, prunkte ſchon in einem Sommeranzug von heller Farbe, einem amerikaniſchen Anzug mit breiten ausgepolſterten Schultern, nur daß er an dieſem kalten Sonntag ſeine winterliche Kopfbedeckung, eine ſchwarze Tuchmütze mit Ohrenklappen, die mit Haſenfell gefüttert waren, noch beibehalten hatte, ſtatt, wie er's ſo gern getan hätte, den ſteifen Filzhut aufzuſetzen.

Egide Simard und andere, die wie er von

weither im Schlitten gekommen waren, knöpften beim Verlassen der Kirche ihre dicken Pelzmäntel zu, die in der Taille mit roten Schärpen umgürtet waren. Junge Leute aus dem Dorf, sehr elegant in ihren Pelzröcken mit Otterfellkragen, sprachen ehrerbietig mit dem alten Nazaire Larouche, einem großen, grauhaarigen Mann mit breiten knochigen Schultern, der für den Kirchgang nichts an seinem alltäglichen Anzug geändert hatte und wie immer den kurzen braunleinenen, mit Schafspelz gefütterten Kittel, die viel geflickten Kniehosen und die groben grauwollenen Strümpfe trug, die in Mokassins aus echtem Wildleder steckten.

„Nun, Herr Larouche, geht's voran jenseits des Wassers?"

„Nicht schlecht, ihr jungen Leute, nicht schlecht!"

Jeder zog seine Pfeife und die mit selbstgeschnittenem Tabak gefüllte Schweinsblase aus der Tasche und fing an, nach den feierlichen anderthalb Stunden voll Behagen zu rauchen. Und beim Paffen plauderten sie vom Wetter, vom nahen Frühling, vom Zustand des Eises auf dem St.-Johann-See und den Flüssen, von ihren eigenen Angelegenheiten und Neuigkeiten aus der Gemeinde — wie Männer miteinander plaudern, die sich wegen der großen Entfernungen und der schlechten Wege höchstens einmal wöchentlich sehen.

„Der See ist noch gut", sagte Cléophas Pesant, „aber die Flüsse sind schon nicht mehr sicher. Das Eis ist letzte Woche auf der Höhe der Sandbank gegenüber der Insel geborsten, da, wo den ganzen Winter warme Quellen waren."

Andere fingen an, von den Ernteaussichten zu reden, ehe sich nur ein Stück Erde zeigte.

„Ich sag' euch, es gibt ein schlechtes Jahr," ließ sich ein Alter vernehmen, „die Erde war vor den letzten Schneefällen gefroren."

Dann stockten die Gespräche, und man wandte sich dem ersten Treppenabsatz zu, wo Napoléon Laliberté sich eben anschickte, wie allwöchentlich die Gemeindeneuigkeiten auszurufen.

Einen Augenblick stand er noch schweigend und unbeweglich da und wartete, die Hände in den Taschen seines weiten Mantels aus Luchspelz vergraben, mit gerunzelter Stirn und halbgeschlossenen Augen, die nur eben noch unter der tief in die Stirn gedrückten Pelzmütze hervorschauten, bis es völlig still geworden war. Dann begann er aus vollem Halse und mit der Stimme eines Fuhrmanns, der seine Pferde vor einer Anhöhe antreibt, die Neuigkeiten auszurufen.

„Die Arbeiten am Flußdamm sollen wieder aufgenommen werden. Ich habe Geld von der Regierung erhalten, und alle, die sich dazu melden wollen, brauchen nur vor Abend zu mir zu kommen. Wollt ihr, daß das Geld hier in der Gemeinde bleibt, statt nach Quebec zurückzukehren, so kommt nur schnell zu mir, um euch einstellen zu lassen."

Ein paar Leute gingen zu ihm, andere zuckten nur lachend die Achseln, und ein Eifersüchtiger sagte leise:

„Und wer wird Vorarbeiter und bekommt drei Piaster am Tag? Natürlich der brave Laliberté!"

Aber er sagte das mehr spöttisch als boshaft und lachte schließlich auch.

Napoléon Laliberté, immer noch mit den Händen in den Manteltaschen, richtete sich auf, reckte die Schultern und nahm sein lautes Ausrufen oben auf der Treppe wieder auf.

„Ein Feldmesser aus Roberval wird nächste Woche herkommen. Will jemand sein Land vermessen lassen, ehe er's zum Sommer wieder einfriedigt, muß er sich melden."

Die Nachricht wurde mit größter Gleichgültigkeit aufgenommen. Den Farmern von Péribonka lag nichts daran, die Grenzen ihres Grundes und Bodens berichtigen zu lassen, um dabei ein paar Quadratmeter zu gewinnen oder zu verlieren, wo selbst die Tüchtigsten unter ihnen noch zwei Drittel ihres Landes urbar zu machen und ungezählte Morgen Wald oder Busch zu bewältigen hatten. — Er fuhr fort:

„Es sind zwei Männer hier, die Geld haben, um Pelze zu kaufen. Habt ihr Bärenfelle, Nerz-, Bisamratten- oder Fuchspelze, so sucht die Männer vor Mittwoch im Kaufladen auf oder wendet euch an François Paradis aus Mistassini, der sie begleitet. Sie haben massenhaft Geld und werden alle erstklassigen Pelze bar bezahlen."

Und damit hatte er alle Neuigkeiten gemeldet und stieg die Treppe hinunter, während ein kleiner Mann mit verschlagenem Gesicht an seine Stelle trat.

„Wer will ein schönes junges Schwein von meiner Prachtsrasse kaufen?" fragte er, wobei er mit dem Finger auf eine unförmige Masse wies, die in einem Sack zu seinen Füßen zappelte.

Ein schallendes Gelächter war die Antwort.

„Jawohl, die kennt man, die Schweine von deiner Prachtsrasse in Hormidas! Dick wie Ratten und springen flink wie Eichhörnchen über den Zaun!"

„Fünfundzwanzig Cents," rief ein junger Mann zum Spott.

„Fünfzig Cents!"

„Einen Piaster!"

„Sei doch kein Narr, Jean. Deine Frau wird dir gerade erlauben, einen Piaster für das Schwein da zu zahlen!"

Jean war bockig.

„Einen Piaster. Ich bleib dabei."

Hormidas Bérubé machte ein verächtliches Gesicht und wartete auf andere höhere Angebote. Aber es kamen nur faule Witze und Lachsalven.

Unterdessen begannen auch die Frauen die Kirche zu verlassen. Ob jung oder alt, hübsch oder häßlich — gut gekleidet waren sie fast alle in ihren Pelzkragen oder Mänteln aus dickem Tuch. Denn an diesem einzigen Festtag ihres Lebens, der Messe am Sonntag, zogen sie ihr Arbeitskleid aus, die Bluse aus grober Leinwand und den Rock aus kanadischer Wolle, und ein Fremder hätte sich gewundert, sie hier mitten in dem wilden Lande zwischen einsamen Wäldern im tiefen Schnee so elegant zu finden, so echt französisch, und hätte wohl den sicheren Blick bewundert, mit dem diese Bäuerinnen sich ebensogut zu kleiden verstanden wie die meisten jungen Provinzlerinnen in Frankreich.

Eléophas Pesant wartete auf Louisa Tremblay, die allein war, und sie schritten zusammen über den mit Brettern belegten Fußsteig den Häusern zu. Andere tauschten nur im Vorübergehen ein paar Scherzworte mit den jungen Mädchen, wobei sie sie nach der traulichen Landessitte von Quebec und auch, weil sie fast alle zusammen groß geworden waren, duzten.

Pite Gaudreau blickte zur Kirchtüre hinüber und verkündete:

„Maria Chapdelaine ist von ihrem Besuch in Saint-Prime heimgekehrt, und da steht Vater Chapdelaine, der sie abgeholt hat."

Es gab verschiedene im Dorf, für die diese Chapdelaines fast Fremde waren.

„Samuel Chapdelaine, der sich auf der andern Seite des Flusses oberhalb von Honfleur hinten im Walde angesiedelt hat?"

„Jawohl."

„Und das Mädel, das da neben ihm steht, das ist wohl seine Tochter, die Maria . . .?"

„Ganz recht. Sie war einen Monat auf Besuch in Saint-Prime, in der Familie ihrer Mutter, den Bouchards, verwandt mit Wilfrid Bouchard in Saint-Gédéon . . .

Neugierige Blicke flogen die Treppe hinauf. Einer von den jungen Leuten gab seiner Bewunderung für Maria Chapdelaine in seiner ländlichen Weise Ausdruck:

„Ein schönes, starkes Mädchen," sagte er.

„Das will ich meinen — und tüchtig dazu! Ein Jammer, daß sie uns da hinten im Wald so fern ist! Aber wie sollten es die jungen Leute aus dem Dorf wohl anstellen, für den Abend zu ihnen hinauszukommen: über den Fluß hinüber, an den Stromschnellen vorbei und dann noch über zwölf Meilen, die letzten dazu ohne richtigen Weg!"

Mit leise werbendem Lächeln blickten sie, während sie so von ihm sprachen, zu dem schönen Mädchen hinüber, das ihnen fast unerreichbar schien. Aber als Maria dann mit ihrem Vater die Stufen der hölzernen Treppe hinab und an ihnen vorüberschritt, wurden sie verlegen und wichen ungeschickt zurück, als läge zwischen ihnen noch etwas anderes als der Fluß und die zwölf Meilen schlechten Weges in den Wäldern.

Nach und nach zerstreuten sich die Gruppen, die sich vor der Kirche gebildet hatten. Die einen machten sich, nun sie alle Neuigkeiten gehört hatten, auf den Heimweg, die andern wollten vor dem Aufbruch noch ein Stündchen an einem der Sammelpunkte des Dorfes, dem Pfarrhaus oder dem Kaufladen, verbringen. Die Kolonisten, die aus den „Reihen" kamen, jenen Ansiedlungen, die, eine neben der andern, sich weithin am Waldessaum erstreckten, machten jetzt einer nach dem andern ihre angebundenen Pferde los und führten ihre Schlitten unten an die Kirchtreppe, damit ihre Frauen und Kinder dort einstiegen.

Samuel Chapdelaine und Maria waren erst ein paar Schritte gegangen, als ein junger Mann sie anredete.

„Guten Tag, Herr Chapdelaine. Guten Tag, Fräulein Maria. Das nenne ich Zufall, daß ich euch treffe, denn ihr wohnt da oben doch weit genug von hier, und ich selbst komme auch nicht oft hierher."

Seine kühn blickenden Augen wanderten von einem zum andern, und nur um der Schicklichkeit willen schien er sie abzuwenden, denn gleich waren sie wieder da und hefteten sich von neuem forschend, fragend, klar und durchdringend und voll harmloser Neugierde auf die beiden.

„François Paradis," rief Vater Chapdelaine. „Das ist wirklich ein Zufall, denn wie lang hab' ich dich nicht gesehen, François! Und inzwischen

ist ja dein Vater gestorben! Hast du das Land behalten?"

Der junge Mann antwortete nicht; er sah Maria neugierig und mit stillem Lächeln an, als warte er, daß sie von sich aus spräche.

„Du erinnerst dich doch an François Paradis aus Mistassini, Maria? Er hat sich kaum verändert."

„Ihr habt Euch auch nicht verändert, Herr Chapdelaine. Eure Tochter — ja, die sieht anders aus; aber ich hätte sie doch gleich wiedererkannt."

Sie waren am Tag vorher noch im hellen Nachmittagslicht durch Mistassini gefahren, aber wie Maria jetzt nach sieben Jahren diesen jungen Mann wiedersah und seinen Namen hörte, da stand alles noch viel klarer und lebendiger wieder vor ihr, als das gestern Geschaute: die große bedeckte und rot gestrichene Holzbrücke, die ein wenig an eine erstaunlich lange Arche Noah erinnerte, die beiden steilen Ufer, die sich fast unmittelbar zu hohen Hügeln erhoben, das alte Kloster, das sich an den Rand des Hanges schmiegte, das schäumende, brodelnde Wasser der großen Stromschnelle, das sich dort wie von einer Riesentreppe in die Tiefe stürzte.

„François Paradis!... Aber gewiß, Vater, erinnere ich mich an François Paradis."

Befriedigt antwortete der Genannte auf die ihm eben gestellten Fragen.

„Nein, Herr Chapdelaine, ich habe das Land nicht behalten. Als mein guter Vater starb, habe ich alles verkauft, und seitdem hab' ich fast immer im Wald gearbeitet, gejagt oder auch Handel getrieben mit den Indianern vom großen See in Mistassini oder am Heufluß. Zwei Jahre war ich auch in Labrador."

Sein Blick wanderte wieder von Samuel Chapdelaine zu Maria, die befangen die Augen senkte.

„Geht ihr heute wieder hinauf?" fragte er.

„Ja, gleich nach dem Mittagessen."

„Es freut mich, daß ich euch getroffen habe, denn in zwei bis drei Wochen, sobald das Eis niedergegangen ist, werde ich da oben am Fluß in eurer Nähe vorüberkommen. Ich bin hier mit ein paar Belgiern, die bei den Indianern Pelze kaufen wollen. Sobald das Wasser frei ist, gehen wir stromaufwärts, und wenn wir oberhalb der Fälle in eurer Nähe unsre Zelte aufschlagen, schau ich mal einen Abend bei euch ein."

„Das ist recht, François, wir erwarten dich."

Den Fluß entlang zog sich dichtes Weidengebüsch; aber jetzt, wo die Zweige kahl waren, verdeckten sie weder den schroffen Absturz der Böschung, noch die von Eis bedeckte Wasserfläche, noch den dunkeln Saum des Waldes, der sich auf der andern Seite so dicht ans Ufer drängte, daß zwischen den trostlos düstern hohen Bäumen und der trostlos öden Eisfläche nur für ein paar schmale Felder Raum blieb, die, oft noch mit Baumstümpfen besät, in der Tat so winzig wirkten, als erstickten sie unter der brutalen Faust des wilden Landes.

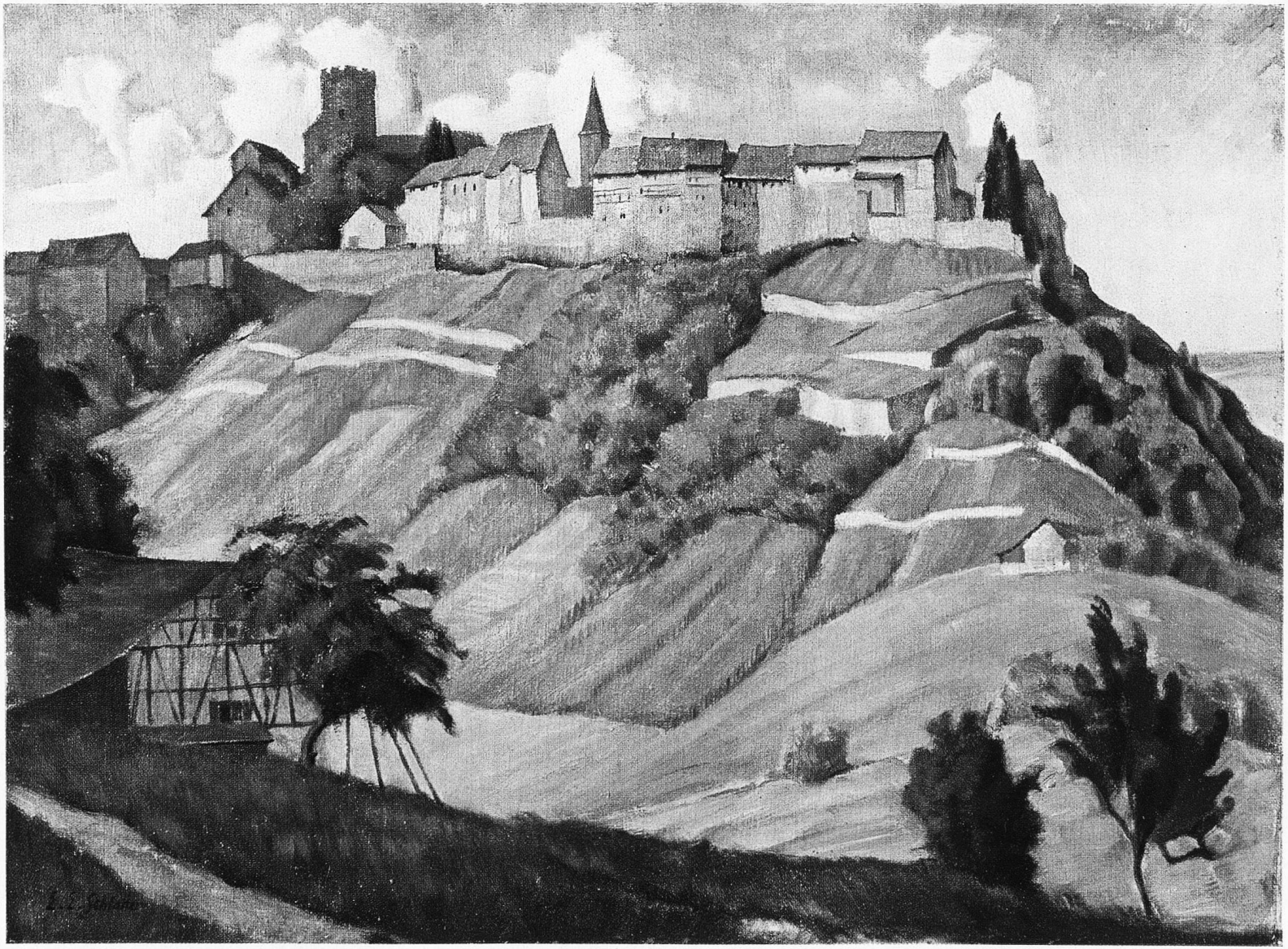
Für Maria Chapdelaine hatte die Landschaft, die sie mit zerstreuten Blicken betrachtete, weder etwas Trostloses noch etwas Drohendes. Sie hatte von Oktober bis Mai nie einen andern Anblick wie diesen gekannt, hatte eher in einer noch herberen und düstereren Umgebung, noch ferner von menschlichen Wohnungen und aller Kultur gelebt. Und alles, was sie an diesem Morgen sah, erschien ihr plötzlich verschönt, von irgendeinem tröstlichen Licht erhellt, von etwas Kostbarem und Schönem erfüllt, auf das sie jetzt warten konnte. War es der Frühling, der nahe — oder ein anderer Freudenschein, der auf sie zukam und dessen Ursprung sie noch nicht erraten konnte?

Samuel Chapdelaine und Maria gingen zum Mittagessen zu ihrer Verwandten Azalma Larouche, bei der sie auch die Nacht verbracht hatten. Der Haushalt bestand nur aus ihr, die seit mehreren Jahren Witwe war, und dem alten Nazaire Larouche, ihrem Schwager. Azalma war eine große hagere Frau mit unbestimmt kindlichem Profil, die sehr schnell und fast ununterbrochen redete, während sie in der Küche das Essen zubereitete. Von Zeit zu Zeit hielt sie inne und setzte sich ihren Gästen gegenüber an den Tisch, weniger um sich auszuruhen, als um ihren Worten einen besonderen Nachdruck zu verleihen. Aber fast gleich darauf erforderte das Anrichten einer Speise oder das Tischdecken wieder ihre Aufmerksamkeit, und sie setzte ihr Selbstgespräch unter dem Klirren der hin- und hergeschobenen Schüsseln und Pfannen fort.

Nun stand die Erbsensuppe auf dem Tisch. Beim Essen sprachen die Männer von den Fortschritten auf ihrem Land und von dem Zustand des Eises jetzt im Frühling.

„Ihr werdet heute abend noch gut hinüberkommen," sagte Nazaire Larouche, „aber ich rechne auch, daß ihr ungefähr die Letzten seid. Die Strömung unterhalb des Falls ist stark, und es hat schon drei Tage geregnet."

„Es sagen doch alle, daß das Eis noch lange



Regensberg

Nach einem Gemälde von Ernst E. Schlatter, Uttwil.

halten wird," erwiderte seine Schwägerin. „Ihr könnt ruhig noch alle beide über Nacht hier bleiben, und dann kommen nach dem Abendbrot die jungen Leute aus dem Dorfe zum Plaudern. Maria sollte wirklich noch ein wenig Vergnügen haben, ehe Ihr sie wieder mit Euch in den Wald hinauf nehmt."

„Sie hat in Saint-Prime genug Vergnügen gehabt, fast jeden Abend Besuch mit Gesang und Spielen. Wir danken Euch, aber ich will gleich nach Tisch anspannen, daß wir zur rechten Zeit heimkommen."

Der alte Nazaire Larouche sprach von der Predigt am Morgen, die er schön und überzeugend gefunden hatte. Dann nach einem kurzen Schweigen fragte er unvermittelt:

„Habt Ihr auch gebacken?"

Seine Schwägerin sah ihn einen Augenblick erstaunt an, bis sie begriff, daß er Brot haben wollte. Ein paar Minuten später fragte er wieder: „Ist Eure Pumpe nicht in Ordnung?" Das sollte heißen, daß kein Wasser auf dem Tisch stand. Azalma stand auf, um es zu holen, und hinter ihrem Rücken zwinkerte der Alte Maria Chapdelaine lustig zu.

„Ich sag ihr das in umschriebener Form", flüsterte er, „das ist höflicher."

Die Holzwände des Hauses waren mit alten Zeitungen tapeziert und mit Kalendern geschmückt, wie die Fabrikanten landwirtschaftlicher Maschinen oder die Kornhändler sie zu versenden pflegen, und auch ein paar fromme Bilder hingen da: eine Reproduktion der Basilika von Sainte-Anne-de-Beaupré, fast ohne Perspektive und in grellen Farben; das Bildnis des Papstes Pius X., und ein Öldruck von der Jungfrau Maria, die mit bleichem Lächeln ihr blutendes und von einem goldenen Heiligenschein umrahmtes Herz dem Beschauer darbot.

„Hier ist's schöner als bei uns," dachte Maria.

Nazaire Larouche fuhr fort, seine Wünsche in umschriebener Form zu äußern.

„Euer Schwein war wohl sehr mager, was?" oder: „Ihr mögt den hiesigen Zucker wohl nicht? Ich liebe ihn über alles ..."

Azalma schnitt ihm eine zweite Schnitte Speck ab und holte aus dem Schrank das aus Zuckerahorn gewonnene Zuckerbrot. Aber sie ärgerte sich über diese ungewohnte Art und forderte ihn auf, sich selbst zu bedienen, wie sonst auch, worauf er sie mit launigen Worten um Entschuldigung bat.

„Schon recht, schon recht. Aber Ihr habt doch sonst immer Spaß verstanden, Azalma. Das muß man auch, wenn man so junge Leute am Tisch hat wie mich."

Maria lächelte und fand im stillen, daß ihr Vater und er viel Ähnliches hätten: beide groß und breit, beide mit grauem Haar und lederfarbenem Gesicht, beide mit den gleichen ewig jungen Augen, die sich in Quebec so viele Männer als Spiegel ihres reinen Kindergemüts bewahren.

Fast unmittelbar nach der Mahlzeit brachen sie auf. Die Schneedecke, die durch den ersten Regen an der Oberfläche schon geschmolzen und in den kalten Nächten wieder gefroren war, glitzerte wunderbar, und die Schlittenkufen hinterließen tiefe Spuren. Nach und nach, je weiter sie der langen Windung des Flusses folgten, verschwanden hinter ihnen die blauen Hügel, die den Horizont jenseits des St.-Johann-Sees begrenzten. Als sie an der Kirche vorüberfuhren, sagte Samuel Chapdelaine nachdenklich:

„Wie schön ist doch die Messe! Es ist mir oft sehr leid, daß wir den Kirchen so fern sind. Weil wir nicht jeden Sonntag zum Gottesdienst können, drum geht's uns vielleicht nicht so gut wie den andern."

„Das ist doch nicht unsere Schuld", seufzte Maria, „wir wohnen zu weit ab!"

Ihr Vater nickte betrübt. Das prächtige Schauspiel des Gottesdienstes, die lateinischen Gesänge, die brennenden Kerzen, die ganze Feierlichkeit der Sonntagsmesse erfüllten ihn jedesmal mit großer Inbrunst. Nach einiger Zeit begann er zu singen:

„Die hehre Jungfrau werd' ich sehn,
Mich ihrem Throne nahn,
Zur höchsten Freude dort eingehn
Und meine Kron'empfahn!"

Er hatte eine starke reine Stimme und sang aus voller Brust und mit heiliger Begeisterung. Doch bald fielen ihm die Augen zu, und das Kinn sank ihm immer tiefer auf die Brust. Das Fahren wirkte immer einschläfernd auf ihn, und das Pferd, als merke es die stets einsetzende Schläfrigkeit seines Herrn, wurde immer langsamer und ging schließlich im Schritt.

„Hüh, Karl-Eugen!"

Er war mit einem Rucke wach geworden und griff zur Peitsche. Resigniert setzte sich Karl-Eugen wieder in Trab. Vor mehreren Generationen hatte ein Chapdelaine lange mit einem Nachbar in Streit gelegen, der diese Namen trug, und prompt hatte er sie einem seiner Pferde gegeben, einem lahmen alten Klepper, um sich

das Vergnügen zu machen, jeden Tag, wenn er an dem Hause des Nachbarn vorüberfuhr, mit lauter Stimme zu rufen:

„Karl-Eugen, du Taugenichts! Du abgefeimter alter Halunke, hüh, Karl-Eugen!"

Seit hundert Jahren war der Streit begraben und vergessen; aber immer noch nannten die Chapdelaines ihr Pferd Karl-Eugen.

Von neuem ertönte der Gesang voll und inbrünstig:

„Die hehre Jungfrau werd' ich sehn,
Mich ihrem Throne nahn ..."

Dann siegte wieder der Schlaf, die Stimme brach ab, und Maria ergriff die Zügel, die der Hand ihres Vaters entglitten waren.

Der vereiste Weg führte immer am vereisten Fluß entlang. Am jenseitigen Ufer tauchte hier und da ein Haus auf, rührend in seiner Einsamkeit. Jedes Haus war von einer urbar gemachten Landstrecke umgeben, dahinter und zu beiden Seiten kam der Wald bis dicht an das steile Ufer, ein düsterer Hintergrund von Zypressen, von dem sich hier und da ein paar Birkenstämme weiß und kahl wie Säulen eines verfallenen Tempels abhoben.

Auf der andern Seite des Weges war der Streifen urbar gemachten Landes breiter und ausgedehnter. Die Häuser lagen näher beieinander und schienen wie eine Verlängerung des Dorfes, wie eine Art Vorhut. Aber überall tauchte hinter den kahlen Feldern der Saum des Waldes auf und begleitete sie wie ein Schatten, ein dunkler Streifen, der sich schier endlos zwischen dem kalten Weiß des Bodens und dem Grau des Himmels hinzog.

„Hü, Karl-Eugen!"

Vater Chapdelaine war wieder aufgewacht und griff — die gewohnte gutmütige Drohung — abermals zur Peitsche. Aber als das Pferd von neuem erlahmte, nachdem es einen Augenblick schneller gelaufen war, war er schon wieder eingeschlafen. Seine Hände lagen offen auf den Knien und ließen die glänzenden Handflächen seiner ledernen Fausthandschuhe sehen, sein Kinn ruhte auf dem dichten Flaus seines Mantels.

Zwei Meilen vom Dorf kletterte der Weg einen steilen Abhang hinauf und mündete in den tiefen Wald. Die Häuser, die hinter dem Dorf in großen Abständen in der Ebene lagen, hörten mit einem Schlage auf, und man sah nichts mehr als ein Gewirr von kahlen Stämmen, die aus dem weißen Boden aufragten. Selbst das ewige Dunkelgrün der Tannen und Zypressen wurde seltener. Die wenigen gesunden jungen Bäume verschwanden zwischen den unzähligen Baumskeletten, die teils unter Schnee begraben am Boden lagen, teils noch gespensterhaft kahl und schwarz in die Luft ragten. Vor zwanzig Jahren hatten hier die großen Waldbrände gewütet, und langsam nur begann neues Leben zwischen den toten Stämmen und dem verkohlten Holz zu sprießen. Der Boden war jetzt so hügelig, daß der Weg ständig auf und ab führte in Linien, die fast den Höhen und Tiefen hochgehender Meereswogen glichen.

Maria Chapdelaine hüllte sich fester in ihren Pelzkragen, steckte die Hände unter die große Wagendecke aus grauem Ziegenfell und schloß die Augen halb. Hier gab es nichts zu sehen. In den Dörfern konnten vom einen Mal zum anderen neue Häuser und Scheunen entstanden, oder alte verlassen und verfallen sein. Das Wachstum des Waldes dagegen vollzog sich so langsam, daß es mehr als menschlicher Geduld bedurft hätte, um hier einen Wechsel zu erwarten und wahrzunehmen.

Das Pferd war nun das einzige Wesen, das noch auf den Weg achtete. Der Schlitten glitt leicht dahin auf dem harten Schnee und streifte im Vorüberfahren die Baumstümpfe, die sich zu beiden Seiten in gleicher Höhe mit den Schlittenspuren erhoben. Karl-Eugen folgte genau jeder Biegung, lief in schnellem Trab die kleinen Senken hinunter und erklomm bedächtig die nächsten kleinen Hügel als erfahrenes Tier, das durchaus fähig ist, seinen Herrn zur Schwelle seines Hauses zurückzuführen, ohne durch Befehle oder den Druck der Zügel belästigt zu werden.

Ein paar Meilen weiter öffnete der Wald sich wieder und man sah von neuem den Fluß. Der Weg senkte sich jäh, um von der letzten hügelartigen Erhebung fast bis auf gleiche Höhe mit der Eisfläche hinunterzuführen. Drei Häuser lagen drüben in weiten Abständen auf dem ansteigenden Hang, aber sie waren noch viel dürftiger als die Häuser im Dorf, und man sah hinter ihnen fast kein urbar gemachtes Land, kaum eine Spur von Feldbestellung des letzten Sommers, so als wären sie nur zum Zeichen menschlicher Nähe dahin gesetzt.

Karl-Eugen bog scharf nach rechts um, stemmte seine Vorderbeine ein, um die Fahrt bergab zu hemmen, und hielt dicht am Rande des Eises. Vater Chapdelaine schlug die Augen auf. „Da, Vater, sind die Zügel."

Er nahm sie, aber ehe er sein Pferd wieder antrieb, betrachtete er ein paar Sekunden unbeweglich und mit größter Aufmerksamkeit die Eisdecke des Flusses.

„Es ist schon etwas Wasser aufs Eis gekommen", sagte er, „und der Schnee ist geschmolzen. Aber wir kommen wohl gerade noch hinüber. Hüh, Karl-Eugen!"

Das Pferd beschnupperte die weiße Fläche, ehe es sich darauf wagte, lief dann aber gleich drauf los. Die Schlittenspuren, die den ganzen Winter auf dem Eise gewesen waren, waren verschwunden. Die kleinen Tannenbäume, die man in regelmäßigen Abständen aufgepflanzt hatte, um den Weg zu bezeichnen, waren fast alle umgefallen und lagen in dem halbgeschmolzenen Schnee. Als sie an der Insel vorüberkamen, krachte das Eis zweimal, bog sich aber nicht. Karl-Eugen trabte munter auf das Haus von Charles Lindsay zu, das am anderen Ufer auftauchte. Als der Schlitten jedoch auf die Mitte des Stromes unterhalb des großen Falles kam, mußte er langsamer fahren wegen einer großen Wasserlache, die da auf dem Schnee stand und ihn aufweichte. Langsam näherten sie sich dem Ufer; nur dreißig Schritt waren noch zurückzulegen, als das Eis von neuem krachte und unter den Hufen des Pferdes schwankte.

Vater Chapdelaine war aufgestanden und seine Augen, diesmal hell wach, blickten scharf und entschlossen unter der Pelzmütze hervor.

„Hüh, Karl-Eugen, hüh!" rief er mit seiner starken rauhen Stimme.

Das alte Pferd steckte die Ränder seiner Hufe vorsichtig in den halbflüssigen Schnee und lief ruckweise in großen Sätzen auf das Ufer zu. In dem Augenblick, wo sie an das Land kamen, schwankte das Eis ein wenig unter den Schlittenkufen, und ein Stück versank und ließ an seiner Stelle ein Loch mit klarem Wasser zurück.

„Wir werden die Letzten sein, die dies Frühjahr herüberkommen," sagte er.

Und er ließ sein Pferd sich ein wenig verschnaufen, ehe es das steile Ufer hinaufging.

Bald darauf bogen sie vom großen Weg ab auf einen kleinen, der tief in den Wald hineinführte. Es war kaum mehr als ein eben erkennbarer Pfad, der, noch voller Baumwurzeln, ungezählte Windungen machte, um die Felsen oder Baumstümpfe zu umgehen. Er kletterte einen Hang hinauf, schlängelte sich oben auf einer Höhe mitten zwischen verbrannten Stämmen hindurch, gewährte hin und wieder einen Blick auf den jähen Abfall des Hangs, auf das Geröll der Stromschnelle oder auf den jenseitigen Abhang, der oberhalb des Falls noch höher und schroffer wurde, und kehrte schließlich in das öde Einerlei von hingestreckten Stämmen und schwärzlich aufragenden Baumstrünken zurück.

Felsengruppen, wenn sie einmal umfahren waren, schienen sich wieder hinter ihnen zu schließen. Düsteres Dickicht von Tannen und Fichten trat an die Stelle des verbrannten Waldes, die Berge des Alec-Flusses zeigten sich ein paarmal in der Ferne, und bald grüßte die Reisenden zugleich ein Stück gerodetes Land, aufsteigender Rauch und das Anschlagen eines Hundes.

„Sie werden froh sein, dich wiederzusehen, Maria", sagte Vater Chapdelaine, „du hast allen sehr gefehlt."

(Fortsetzung folgt.)

Verwandte Seelen.

Die Nacht war dumpf, der Regen rauschte,
Das Heimweh schlich nun sacht zu mir herein,
und als ich seinem Schmeicheln lauschte,
da waren die Gedanken restlos dein.

Die Saiten, die es sanft berührte,
sind zwischen unsern Seelen hingespannt,
Die Sehnsucht, die den Bogen führte,
hält ihn noch immer heimlich in der Hand.

Die süße Qual ist längst verschwunden,
Das Echo deiner Seele blieb bei mir.
Es zittert nun durch stille Stunden
in wunderbarer Harmonie mit dir.

Grety Steinmann.

Ernst E. Schlatter.

Ein Künstlerleben.

Ernst E. Schlatter gehört zu jenen Schweizer Künstlern, die, erfüllt von einem starken und sichern Gestaltungswillen, durch den klaren, bestimmten Ausdruck ihrer Kunst die besten und echtesten Kräfte unseres Volkes mitverkörpern. Ernst E. Schlatter wurde am 27. November